Zeitschrift: Die Berner Woche
Band: 30 (1940)
Heft: 30

Artikel: Der Mund, der schweigen muss [Fortsetzung]
Autor: Vogel, Bodo M.
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-646645

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 26.07.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Der Mund, der schweigen muß

Roman einer Aerztin von Bodo M. Vogel

Sie schloß wieder die Augen, als ob die wenigen Worte ihr eine große Anstrengung bereitet hätten. Aber nach wenigen Sekunden öffnete sie die Augen noch einmal.

„Der . . . der Brief . . .“ flüsterte sie.

„Den Sie mir . . .“

„Ja, den Brief, den ich . . . ich Ihnen für . . . Bernhard gegeben habe . . . wo ist er?“

„Ich habe ihn in seinem Zimmer auf den Schreibtisch gelegt.“

„Hat er ihn schon?“

„Nein, noch nicht,“ erwiderte Thea. „Er ist noch nicht gekommen.“

„Dann soll er ihn nicht bekommen.“

Es war nur noch ein schwaches Flüstern, in dem sie sprach. Doch jedes Wort war betont und deutlich.

„Dann soll er ihn nicht bekommen,“ wiederholte Charlotte.

Thea stand auf, rief die Schwester an das Bett, lief die paar Schritte nach der chirurgischen Abteilung hinüber, um den Brief zu holen, und — sah gerade Professor Krusius in sein Zimmer treten. Dr. Lessien kam auf Thea zu.

„Es ist geschehen,“ sagte er, „er weiß es.“

Thea wollte rasch an ihm vorbei.

Würde sie noch rasch genug kommen, um den Brief fortzunehmen — das war die Frage, die Thea in bebende Angst versetzte. Sie hatte es Charlotte so gut wie versprochen, und sie wollte alles tun, was in ihren Kräften stand.

Sie vermutete, Kollege Lessien würde jetzt vielleicht fragen, was sie in Krusius' Zimmer wollte, aber sie atmete auf, als sich Lessien, ohne diese Frage zu stellen, entfernte.

Thea ging vor die Tür, klopfte an und trat ein.

Krusius war noch im Nebenraum, um sich umzukleiden. Das war ein großes Glück.

Sie sah nach dem Schreibtisch. Der Brief lag noch da. Am gleichen Platz. Er war unberührt. Krusius hatte ihn übersehen.

Rasch und unauffällig nahm Thea den Brief an sich und steckte ihn fort. Einen Augenblick danach kam Krusius in sein Zimmer zurück. Sein Gesicht war grau. Sonst sah er fast immer ernst aus, aber jetzt hatte sein Gesichtsausdruck etwas fast Unheimliches an sich. Wahrscheinlich tobte in seinem Innern ein entsetzlicher Kampf, und er versuchte, in sich den Arzt über den Menschen triumphieren zu lassen. Er war ein Mann, der grausam litt, Thea sah das an seinem Blick.

„Kollegin Hansen?“ sagte er. „Sie wünschen?“

„Ich wollte nur mitteilen, daß — — — daß Fräulein Berkenfeld das Bewußtsein zurückerlangt hat. Einige Augenblicke wenigstens. Und ich dachte . . .“

„Danke, Kollegin. Ich komme.“

Thea ging ihm voraus in die Ambulanz. Charlottes Augen hingen an der Tür, und als Thea hereinkam und sich über sie beugte, um ihre Kissen zurecht zu richten, flüsterte sie ihr zu.

„Ist . . . ist es in Ordnung?“

„Ja, Sie brauchen sich keine Sorge mehr zu machen.“

„Sie meinen . . .“

„Ich habe den Brief. Er hat ihn nicht gelesen. Sobald es geht, gebe ich Ihnen den Brief zurück oder ich tue damit, was Sie sonst wünschen.“

„Verbrennen Sie ihn,“ erwiderte Charlotte kaum hörbar.

Sie atmete schwach, und es war, als ob ihr eine schwere Last vom Herzen gefallen war.

Kurz darauf kam Proffessor Krusius in den Raum und stand neben Charlottes Bett. Thea und die andern gingen etwas zurück.

„Bernhard . . .“

„Da bist du ja,“ fuhr sie fort. „Wenn ich nur auf dich gehört hätte. Du hast immer gesagt, ich wäre eine schlechte Autofahrerin. Ich will mir das zur Lehre dienen lassen und . . .“

Während sie sprach, nahm er seine ersten Feststellungen vor, prüfte den Puls, hob ihr Augenlid, und dann beugte er sich dicht über sie.

„Charlotte,“ sagte er, „jetzt muß ich dir auf das strengste verbieten, noch ein einziges Wort zu sprechen. Jetzt mußt du dich ganz still verhalten.“

Sie lächelte immer noch und fragte.

„Sagst du das als Arzt oder . . .?“

„Als beides, Charlotte.“

„Gut, dann will ich still sein, Bernhard. Ich verspreche es. Ich will brav und tapfer sein.“

Sie berührte seine Hand und dann schloß sie die Augen. Sie sank wieder in Bewußtlosigkeit.

Krusius winkte Thea, Dr. Lessien und die Schwester heran. Der vorläufige Verband wurde entfernt, und die Schwester rückte die Lampe zurecht. Die schmalen, geschmeidigen Finger des Chirurgen tasteten die Kopfhaut ab, und sein Gesicht wurde ernster und ernster. Als er die Untersuchung beendet hatte, sah er erst Thea, dann Dr. Lessien an.

„Mir ist es ein Rätsel,“ sagte Krusius, „wie sie bei der Verletzung das Bewußtsein erlangen konnte. Ist mir sonst nie vorgekommen. Auf jeden Fall, eine Operation ist erforderlich.“

„Es ist bereits alles vorbereitet, Herr Professor,“ sagten Thea und die Schwester wie aus einem Munde.

Krusius schüttelte den Kopf.

„Nein,“ sagte er. „Jetzt gleich noch nicht. Ich werde den Kollegen Erdmannsdorf noch kommen lassen.“

Professor Erdmannsdorf war ein Chirurg von Krusius' Rang. Er wohnte in der benachbarten Universitätsstadt. Wenn er gleich kam, konnte er gegen Morgen da sein. Sie waren beide befreundet und hatten schon öfters gemeinsam schwierige Operationen vorgenommen. Es war ein Zögern in Krusius, die Verantwortung allein zu übernehmen. Er wollte verläßliche Hilfe haben, vielleicht hielten seine Nerven nicht durch.

„Kollege Lessien,“ wandte er sich an den jungen Arzt, „rufen Sie bitte gleich Erdmannsdorf an. Blitzgespräch. Ich weiß, er kommt heute abend von seinem Urlaub zurück. Er soll sofort wieder seinen Wagen nehmen und kommen. Ist Erdmannsdorf noch nicht da, rufen Sie alle Viertelstunde wieder an. Gehen Sie nicht vom Apparat.“

Dr. Lessien stürzte fort, und Krusius ging mit weiten Schritten in dem Raum auf und ab.

Zehntes Kapitel.

Charlottes Vater und Mutter waren gekommen. Sie gingen durch die Vorhalle der chirurgischen Klinik und wollten zu ihrem zukünftigen Schwiegersohn.

Christian Berkenfeld, Charlottes Vater, sah die Angelegenheit von seinem Standpunkt aus an, das heißt aus dem Gesichtswinkel seines Scheckbuches. Er glaubte an die Allmacht seines Scheckbuches, und er wußte, daß er bisher mit ihm hatte alles erreichen können. Die Sorge um sein Kind war groß, und er stellte den Faktor Risiko durchaus in Rechnung. Aber er glaubte, mit seinem Scheckbuch die Hand des Chirurgen sicherer zu machen, und jetzt war er nur in Verlegenheit, in welcher Höhe der Betrag zu verbuchen war, den er aufzuwenden gedachte, um die Rettung seines Kindes, seines einzigen, innigst geliebten Kindes, zu erkaufen.

Krusius war wieder in seinem Zimmer und saß an seinem Schreibtisch. Er suchte seine Gedanken zu ordnen, sich auf die Operation zu konzentrieren und seine Kaltblütigkeit wieder zu gewinnen. Charlotte! Daß Charlotte dies passieren mußte, seiner Charlotte. Ihr, die die Sonne seines Lebens war, die sein ganzes Glück bedeutete.

„Gott — — Gott, laß sie nicht sterben! Erhalte sie mir. Ich liebe sie."

Er flüsterte die Worte vor sich hin und wiederholte sie immer wieder, als sich die Tür leise öffnete und Charlottes Eltern hereinkamen.

Frau Berkenfeld sank halb ohnmächtig in einen Sessel, und Krusius ging ganz mechanisch in sein Nebenzimmer und goß ihr ein Glas Wasser ein.

„Professor, was machen wir nun?" rief Christian Berkenfeld. „Das Mädel darf nicht sterben nicht wahr? Sie werden sie retten."

„Ich werde mein Bestes tun," erwiderte Krusius. „Ich habe den Kollegen Erdmannsdorf herbestellt. Er ist spätestens morgen hier. Eine sofortige Operation ist nicht ratsam. Charlottes Herz ist sehr schwach, und sie hätte es nicht überstanden. Ich bin erst mit Injektionen vorgegangen, um sie widerstandsfähiger zu machen."

„Sie wissen wohl auch nicht, wie der Unfall geschehen konnte?"

„Nein."

„Zu Ihnen kann Sie nicht gewollt haben," meinte Christian Berkenfeld.

„Ich weiß nur, daß sie kurz vorher hier in der Klinik gewesen ist und — —"

„Nach Hause hat sie auch nicht gewollt," unterbrach ihn Christian Berkenfeld. „Sonst wäre sie in anderer Richtung gefahren."

Er ging im Zimmer hin und her und sagte sich, daß jetzt etwas geschehen mußte. Vielleicht über die Höhe der Operationskosten sprechen? Christian Berkenfeld blieb plötzlich stehen, denn seine Frau hatte sich auf einmal schluchzend vor Krusius auf die Knie geworfen.

„Sie können sie retten, Bernhard," schrie sie. „Haben Sie sie wirklich lieb?"

„Das wissen Sie," erwiderte er mit erstickter Stimme. „Mir bedeutet sie alles auf der Welt."

Er sah von der am Boden liegenden Frau weg nach dem Fenster. Dahinter stand graue Nacht.

„Dann retten Sie sie," fuhr Frau Berkenfeld fort. „Lassen Sie sie nicht sterben. Sie ist ja so jung. Das Leben liegt noch vor ihr. Lassen Sie sie nicht sterben."

Er bewegte sie zum Aufstehen und suchte sie zu trösten, so gut es ging. Wußte er denn nicht alles selbst, was sie sagte. Er hätte sein Leben gegeben, um Charlottes zu retten. Aber — — er kannte den Ernst der Situation. Darüber konnte er ihnen keine Einzelheiten geben. Sie verstanden es nicht, oder es hätte sie nur unnötig erschreckt.

Dr. Thea Hansen hatte sich in ihrer Abteilung vertreten lassen, um am Bett Charlottes die Wache zu übernehmen. Krusius war ihr besonders dankbar dafür. Er hatte hinzugefügt, er freue sich, daß sie gerade in dieser Nacht anwesend sei.

„Es wird eine schwere Nervenprobe für Sie sein, Kollegin," hatte er gemeint, „vor allem, weil die Operation noch bevorsteht. Wir werden operieren, sobald Erdmannsdorf hier ist."

Thea hatte schon erfahren, daß Professor Erdmannsdorf noch nicht zu erreichen gewesen war. Seine Rückkehr vom Urlaub hatte sich verzögert, aber es bestand immer noch die Möglichkeit, daß er während der Nacht von seiner Reise zurückkam.

„Wir werden auf jeden Fall morgen operieren," hatte Krusius gesagt, „sobald die Injektion ihre Wirkung getan hat."

Thea hatte die Anweisung, die andern sofort benachrichtigen zu lassen, falls Charlotte noch einmal das Bewußtsein erlangte, und das trat kurz nach vier Uhr morgens ein. Kurz bevor das erste Leben in den Kliniken erwachte und ein neuer Tag bgann, öffnete Charlotte die Augen.

„Noch — — noch hier, Fräulein Doktor," flüsterte sie.

„Noch hier," erwiderte Thea.

„Jemand gekommen?"

„Ihre Mutter und Ihr Vater. Ich soll sie in Kenntnis setzen, sobald sie mit ihnen sprechen können. Verhalten sie sich ganz ruhig. Ich werde sie jetzt holen lassen."

Aber Charlotte hielt sie zurück.

„Und — — und er?" fragte sie.

„Sie meinen Professor Krusius?"

„Nein. Heinz Röttgers."

„Er ist nicht gekommen," sagte Thea. „Wenigstens ist mir nichts davon bekannt."

Es war als ob ein schwaches Lächeln um Charlottes Mund zuckte.

„Vielleicht — — vielleicht mag er nicht kommen," meinte sie. „Vielleicht will er keine Unannehmlichkeiten. Ich kann das verstehen. Aber — — wenn er etwa doch kommen sollte, sprechen Sie gleich mit ihm, Fräulein Doktor. Sprechen Sie mit ihm, ehe die andern ihn sehen. Und sagen Sie ihm, er soll nicht ärgerlich sein und — und, er möchte nicht in die Klinik kommen. Sagen Sie sie ihm auch" — — ihre Stimme sank zu einem kaum verständlichen Flüstern — — „sagen Sie ihm auch noch, daß — — — daß unsere Pläne sich geändert haben. Es ist das beste für uns alle. Der arme Heinz."

Thea versprach alles und ließ Herrn und Frau Berkenfeld benachrichtigen: Sie setzten sich an das Bett ihrer Tochter, und einige Minuten später schloß auch Krusius sich ihnen an. Thea ließ sie allein, ging hinaus und sah Heinz Röttgers draußen in der Vorhalle warten.

Thea ging gleich auf ihn zu und teilte ihm mit, was Charlotte ihr aufgetragen hatte. Sein Gesicht war kreideweiß, sein Blick unruhig und seine Hände gingen nervös hin und her.

Da waren mancherlei Fragen, die er zu stellen hatte, so vieles, das ihm auf dem Herzen brannte. Die Art der Verletzung, was nun geschehen würde, ob die Operation schon stattgefunden hätte, ob Charlotte wieder ganz gesund werden würde und vieles andere. Für Thea war es nicht leicht zu antworten. Sie gab ihm aber die Versicherung ab, daß alles nur Menschenmögliche geschehen würde, um einen erfolgreichen Verlauf der Operation zu verbürgen, die erst in einigen Stunden stattfände.

Dann betonte sie noch einmal, was Charlotte ihr gesagt hatte, und vor allem, daß er nicht in die Klinik kommen möge.

„Gut, daß ich das weiß," erwiderte Heinz Röttgers. „Der alte Berkenfeld kann recht unangenehm werden. Er hat mich nie besonders geschätzt. Er billigte auch eine Heirat Charlottes mit mir nicht. Er hat sich Professor Krusius in den Kopf gesetzt. Ich kann mir vorstellen, in welche Wut Berkenfeld geraten ist, als er erfuhr, daß Charlotte zu mir wollte und — —"

„Er weiß davon nichts," unterbrach Thea.

„Aber Sie, Fräulein Doktor — — —"

„Ich übe meinen ärztlichen Beruf aus und kümmere mich nicht um Privatangelegenheiten, soweit ich keinen besonderen Auftrag erhalte. Und der liegt nicht vor."

Fortsetzung folgt.